

Synodalität – Herausforderung für alle Gläubigen

► 1. Erfahrung der Weggemeinschaft

Vom längst verstorbenen Bischof von Aachen Klaus Hemmerle heißt es, dass er in der Regel montags seine Mitarbeiter zu einer Wanderung willkommen heißen hat. Er war einfach zur Erholung und zur Kommunikation mit denen, die mitwollten, unterwegs. Auf diesen Wegen wurden keine Entscheidungen getroffen, aber es gab die wichtige Erfahrung des Unterwegsseins, Erfahrungen, wie sie viele auch bei großen Wallfahrten machen, bei denen man ohne soziale Unter- und Überordnung einander nahe ist und einander trägt. Es ist auch die Erfahrung einiger, die beim Gesprächsprozess der Bischöfe vier Jahre unterwegs waren und in unterschiedlicher Weise die Atmosphäre lobten, wenngleich es eine Unzufriedenheit über die Verlässlichkeit, geschweige denn Verbindlichkeit der Gespräche gab. War es die »organisierte Folgenlosigkeit« und nur eine gruppendynamisch gestaltete Form der Befriedung?

»Synodalität ist eine Haltung, die genuin zum Wesen der Kirche – Volk Gottes auf dem Weg – gehört.«

Richard Hartmann

Auch die Würzburger Synodalen erfuhren in dem Prozess Solidarität und Nähe. Hier wurde – durch die ausgeklügelte Geschäftsordnung

gesichert – inhaltlich gerungen, wurden Entscheidungen getroffen. Dieser Prozess war für alle Teilnehmer wichtig, auch wenn sich nachher herausstellte, dass dieser Prozess nur so weit trug, wie er von einzelnen Bischöfen wahrgenommen wurde und durch die römische Kurie nicht ausgesessen. Auch in dieser Synode gab es keine juristisch schlüssige Verbindlichkeit. Und damals wie heute gab es Ausreißer; Josef Ratzinger, der sein Mandat aus »Zeitgründen« niederlegte nach einer ersten Abstimmungsniederlage. Oder ein Erzbischof, der nicht Kommissionsvorsitzender wurde und darum künftig mit Abwesenheit glänzte, regelmäßig per Postkarte von den Kommissionsmitgliedern begrüßt. Nicht zu vergessen, dass etliche Anträge beim Heiligen Stuhl im »Reformstau« stecken blieben, was sicher auch damit zu tun hatte, dass Kardinal Döpfner so früh starb und sein Nachfolger in der DBK, Kardinal Höffner sowohl formale wie inhaltliche Vorbehalte hatte, in seinem Bistum die Wirksamkeit der Synode bremste und sicher kein großer Anwalt der Synode in Rom wurde. Ich hoffe, dass bald die narrativen Erträge unseres DFG-Forschungsprojektes, das zwischen 2010 und 2014 alle noch lebenden Synodalen interviewte, bald gedruckt vorliegt, dann findet sich Vieles – anekdotisch und analytisch. Vor allem wird Eines klar: Die Synode damals war und blieb ambivalent, auch wenn die größere Zahl der Mitglieder sie noch nach Jahrzehnten als spirituell inspirierende Er-

fahrung erinnern. Es waren eben gute Erfahrungen gemeinsam auf einem Weg, synodal.

► 2. Synodalität als Haltung, nicht als Gesetzesform wie eine Demokratie

Synodalität ist eine Haltung, die genuin zum Wesen der Kirche – Volk Gottes auf dem Weg – gehört. In der Kirche gibt es nicht einen, der alles weiß und vorweg rennt, sondern gemeinsames Vertrauen darauf, dass jede und jeder seinen oder ihren Beitrag leistet und auf dem Weg einbringt. Dass alle Getauften mit Charismen begabt sind, ist nicht eine Förderung der Einzelnen, sondern die Ermöglichung, dass jede und jeder sie zum Wohle aller einbringt. Selbst Christus, den wir als Herrn der Kirche bezeugen, ist nicht der, der allem vorwegeilt, sondern der, der mit den Menschen bleibt, in großer Nähe und auf Augenhöhe, der sogar im Dialog mit den Menschen lernt. Er ist nicht einer, der eine Rechtsform institutionalisiert für die pfingstlich begründete Kirche, der klare Zuständigkeiten definiert und als göttlich verbindlich bestellt. Er ist mit seinen Jüngerinnen und Jüngern auf vielen Wegen unterwegs.

Synodale Kirche darf in diesem Verständnis nicht vorrangig als eine Gesetzesform festgemacht werden mit Beispruchs- oder Entscheidungsrechten und unverrückbaren Geschäftsordnungen. Synodalität meint vielmehr eine Haltung, die aus dem Hinhören, dem Verstehen-Wollen und dem gemeinsamen Mitgehen-Wollen besteht.

Wenn unter anderem dem damaligen Prof. Karl Lehmann, berufen seitens des ZdK, bis 1973 Vorsitzender der Sachkommission eins und Mitglied der Zentralkommission der Synode, die Fähigkeit zugesprochen wurde, so vieles zusammenführen und vermitteln zu können (»der wandelnde Vermittlungsausschuss der Synode«) – wie auch später als Vorsitzender der Bischofskonferenz –, dann wird darin deutlich, dass es darauf ankam, die einzelnen Mitglieder »mitzunehmen« und nicht einfach alles in Parteiungen kritisch gegeneinander zu stellen. Der/die hörende Verantwortliche und der/die mitdenkende Teilnehmende gehen vertraut miteinander um. Auch hier gibt es schöne Anekdoten, teilweise versehentlich per Mikro dem Plenum veröffentlicht, wenn Kardinal Döpfner seinem Mitbruder Josef Stimpfle von Augsburg mitgab: »Sepp, jetzt gib dir endlich einen Ruck, damit wir weiterkommen!«, und andere Ermahnungen mehr. Vermutlich ist mehr zwischen den Sitzungen, in den Fluren, im Cafe im Kreuzgang und den Würzburger Weinstuben geschehen, als in den formalen Sitzungen und Abstimmungen, zumal einzelne Synodale nach Jahren zugaben, nach vergeblichem Kampf mit den elektrischen Abstimmungsautomaten das Mitstimmen aufgeben zu haben.

Synode ist nicht gleich parlamentarische Demokratie, bei der in Parteiungen und Abstimmungen um Entscheidungsmehrheiten gerungen wird. Sie versteht sich mehr von jener Einmütigkeit her, um die in der Kirche immer wieder gerungen werden muss. Es ist die Ein-

mütigkeit, wie sie sich auch im II. Vatikanischen Konzil zeigte, in der man sich nicht mit absoluten Mehrheiten zufrieden stellte.

Das galt auch bei der Würzburger Synode. Bei allen auch streitbaren Abstimmungen war doch immer die Autorität des jeweiligen Bischofs oder auch die Autorität des Römischen Stuhls übergeordnet. Das hatten nicht alle Synodalen verstanden, mehr noch aber haben Bischöfe und die kurialen Behörden den synodalen Weg nicht verstanden und einfach Kommunikation beendet, Meinungsprozesse ausgesessen.

Wenn der jüngste Gesprächsprozess der katholischen Kirche in Deutschland von Etlichen kritisch begleitet wurde, dann nicht nur deswegen, weil sehr viele Fragen nicht konkret genug und zielführend behandelt wurden, sondern weil bis zum Schluss nicht klar war, ob dieser gemeinsame Weg, die eingeübte Haltung, Konsequenzen zeigen werde. Jeder und jede muss die Verantwortung am eigenen Platz – dem der Bischöfe, der Hauptberuflichen, der Christgläubigen – wahrnehmen, eine Verantwortung, die jedoch sich binden lässt an verbindlichen, vertrauten Umgang. Und daran mangelt es an vielen Orten. Eine synodale Kirche geht aber nur, wenn alle ihre Aufgabe wahrnehmen und sich zu dieser Haltung verbindlichen Vertrauens verpflichten.

Sie braucht Menschen, die solche Wege bereit sind, miteinander zu gehen. Bischöfe und

Kirchenglieder an der sogenannten Basis, Priester und kirchliche Laienberufe. An dieser Stelle will ich ausdrücklich erinnern, dass nur die Herleitung des Begriffs Laie von »Laos«, also Volk, zulässig ist, und dass wir so alle als Volk unterwegs bleiben.

Es braucht Bischöfe, die interessiert sind an Beratung, die hinhören und erwägen und transparent machen, warum sie etwas – in der Haltung der Subsidiarität – entscheiden. Bischöfe und diözesane Verantwortliche müssen dabei klar prüfen, was sie überhaupt entscheiden dürfen oder müssen. Vieles können sie beherzt freigeben und darauf vertrauen, dass die Zuständigen gewissenhaft handeln. Es braucht hauptberuflich Tätige, die sich nicht in innerer Kündigung oder nur in Selbstschutz einigeln, sondern in tiefer Solidarität mit allen wirken. Es braucht Menschen, die als Christgläubige ihre Begabungen und Charismen einbringen, damit sie allen dienen. Alle Haltungen, die »die da oben« und »die da unten« gegeneinander stellen, brechen die Synodalität.

► 3. Grundverständnis der Kirche vom Ruf zur Heiligkeit und von der Taufberufung her

Damit wird erkennbar, dass ein neues, vertieftes Verständnis von Christsein wichtig ist. Wir sind alle zur Heiligkeit berufen! Wir sind alle in der Taufe mit Christus eins geworden! 2015 haben die deutschen Bischöfe dazu ein gemeinsames Dokument veröffentlicht, »Gemeinsam Kirche sein«, in dem sie eine

Relecture von Gaudium et Spes und Lumen Gentium, der beiden Kirchenkonstitutionen des II. Vaticanums vorlegten. Wie ernst dieses Dokument genommen wird, zeigt sich in der nachfolgenden Arbeitshilfe, die Vieles konkretisiert, und der Website (www.gemeinsam-kirche-sein.de) mit etlichen Anregungen:

Die Taufberufung, so sagen die Bischöfe in »Gemeinsam Kirche sein«, ist nicht steigerbar. Sie eröffnet einen Prozess, der zu einer immer tieferen Leidenschaft für Gott und die Menschen führt, die die Kirche in Blick nimmt. Wer getauft ist, zieht sich nicht zurück, sondern ist als Glied des Volkes Gottes mit allen auf dem Weg. Taufe ist Gleichgestaltung mit Christus, der Priester, König und Prophet ist. Der Geweihte ist in dieser Hinsicht nicht »mehr« oder gar »besser«, sondern »nur« in seinem Auftrag, der Verbindlichkeit und der Verantwortung für Verkündigung, Sakramentspendung und Einheit anders als die einzelnen Glieder des Gottesvolkes. Und zusätzlich muss erinnert werden, dass auch Taufe, Firmung und Eucharistie als sogenannte »Initiationssakramente« nicht der individuellen Heiligkeit und Frömmigkeit dienen, sondern wie alle Sakramente dem Heil der ganzen Welt dienen sollen.

► 4. Leitung in der Kirche: Wie geht das?

Und darin zeigt sich dann auch Leitung: In der Arbeitshilfe der Bischöfe zu »Gemeinsam Kirche sein« wird mit deutlichen Akzenten

Leitung neu buchstabiert: Aus benediktinischer Tradition – so legt Äbtissin Sr. Benedikta Krantz, Abtei Fulda, dar – stehen nicht Macht und Ehre für den Abt an, vielmehr sei er Hirte und Arzt, in guter Unterscheidungsgabe und treuer Nachfolge. Er sei ein Mensch, der etwas von dem, was er erkannt hat, weitergeben kann, ohne sich auf Rang und Namen zu fixieren. Der Weise sucht Rat – das meint Synodalität.

»Sich vom Pfarrer leiten zu lassen, heißt nicht, sich von ihm abhängig zu machen.« Noch einmal soll Bischof Hemmerle zu Wort kommen: »Lass mich dich lehren, dein Denken und Sprechen, dein Fragen und Dasein, damit ich daran die Botschaft neu lernen kann, die ich dir zu überliefern habe.«

Schließlich gelingt Synodalität, wenn der Dienst der Einheit in der Kirche nicht einengend, sondern als dynamische, prozessorientierte Aufgabe gestaltet wird. Das müssen wir intensiv lernen, zumal in einer Zeit, in der solche Einheit gegen die Pluralität zu stehen scheint.

Um Hoffnung ging es in unserem Kongress. Es ist die Hoffnung, dass der Geist Gottes in jedem Glied des Volkes Gottes wirkt. Es ist die Hoffnung, dass die Verantwortung gemeinsam getragen wird. Darin sind wir im ND wie in den Gemeinden, Gruppen und Verbänden immer wieder Biotope des Lernens. Die Synodalität zu lernen bedeutet, sich von der Haltung des »ich muss mich durchsetzen« zu verabschieden und

neu die und den anderen in Blick zu halten, mit seiner Freude, Hoffnung, Trauer und Angst. Damit werden wir auch in der Frömmigkeit und in den politischen wie kirchenpolitischen Fragen nicht immer einer Meinung sein. Dann gilt mit Papst Franziskus, dass weder Pluralismus noch Uniformität vom Himmel gefallen sind. Sie sind jedoch die Wirklichkeit, in der wir gemeinsame Schritte wagen können und müssen.

► 5. Wegformate

Darum kommt es jetzt darauf an, Formate zu entwickeln, in denen solche Synodalität gelingt. Chats und Blogs im Netz, aber vielleicht tatsächlich die Notwendigkeit, unabhängig aller hierarchischen Verzerrungen miteinander unterwegs zu sein.

Konkret folgere ich daraus – zum Teil im Kontrapunkt zu Positionen unseres ND-Kongresses: 1. Die nicht selten beklagten Großpfarreien in unseren Diözesen, nicht zuletzt verursacht durch die niedrigen Zahlen des Priesternachwuchses unter den aktuellen Bedingungen, sind ausdrücklich ein Zeichen der Zeit, dass unterhalb solcher Strukturen in großer Vielfalt Christen ihre Berufung in Gruppen, Kreisen, Verbänden, Projekten und Initiativen entfalten und ohne ständige Abhängigkeit vom »Pfarrer«, von Hauptberuflichen und strukturellen Gesetzlichkeiten ihr Christsein leben. Sie entwickeln dabei neue Formen eucharistischen (aus der Dankbarkeit um die Erlösungstat Gottes) Feierns, engagierte diakonische Projekte, offene Formen der Glaubensverkündi-

gung und der gemeinschaftlichen Solidarität. Christsein lebt nicht in der Pfarrei, sondern blüht in solchen Formen gemeindlichen Lebens. Wichtig ist dabei, die Einheit zur »Kirche weltweit« bewusst und ausdrücklich zu pflegen. Ich will damit nicht gegen eine Erweiterung der Zulassungsbedingungen zur Weihe sprechen, jedoch gegen eine Fortschreibung der bisherigen Ausprägungen des geweihten Dienstes in der Monopolstellung des Pfarrers und Bischofs, der alles richtet.

2. Wir brauchen *keine* neue Synode nach Würzburger Beispiel, die mit viel Aufwand und letztlich doch nur begrenzter Verbindlichkeit zwar gute Kommunikationsprozesse fördert, aber eben doch nur als zeitlich und thematisch begrenztes Ereignis die Kirche begleitet.

3. Wir brauchen dringlich dauernde und verbindliche Formen der gleichrangigen Zusammenarbeit in der Kirche: Ein erster Schritt dazu war vom Kirchenrecht (CIC 1983) ermöglicht, aber noch nicht verbindlich: In »Pastoralräten« auf allen Ebenen (Diözese – Dekanat – Pfarrei) und auf der Ebene der Kirche in Deutschland, Europa und weltweit sollen Christinnen und Christen. Geweihte und »nur« Getaufte gemeinsam erschließen, beraten und entscheiden, was Gott den Gemeinden heute sagt. Und der Bischof muss sich rechtfertigen, der diesem Entschluss nicht folgt. Dies gilt auch – und ist z. T. durch Konkordat in Deutschland gesichert, für die Finanzgremien – für Diözesan-Kirchensteuer

und –Verwaltungsräte, ebenso auf allen Ebenen. Hier sieht es sowohl um Transparenz wie um echte Beteiligung gegen reines Verwaltungshandeln noch schlecht aus. Dies kann zuerst extra legem praktiziert werden und braucht später kanonistische Veränderungen.

4. Bischofskonferenz und ZdK haben eine »gemeinsame Konferenz«, deren Relevanz und Bedeutung kaum spürbar ist. Insgesamt ist die Wirksamkeit und Bedeutung des ZdK in kirchlichen Fragen kaum wahrzunehmen. Wir brauchen dringend in allen Themen des Arbeitens gemeinsame Strukturen, grundsätzlich gemeinsame Arbeitsgruppen von Bischofskonferenz und ZdK; das gemeinsame Suchen nach Antworten in relevanten Fragen muss zum Grundprinzip werden.

5. Mit diesen Thesen gebe ich nun doch Strukturhinweise, was der Diskussion beim ND-Kongress in Würzburg geschuldet ist. Diese Hinweise bleiben jedoch eingebunden in eine Haltung der Synodalität, die gemeinsam auf der Suche nach Einmütigkeit im Heiligen Geist basiert und sich in Differenz zu parlamentarischen Demokratien entfaltet.

Literaturhinweise und Hinweise zum DFG-Projekt: <http://www.pthv.de/theologie-dozenten/prof-schmiedl/forschungsprojekte/nationalsynoden.html>

Bbr. Prof. Dr. Richard Hartmann

ist Professor für Pastoraltheologie und Homiletik an der Theologischen Fakultät Fulda.

